

(Nachdruck verboten.)

67

Andreas Vöst.

Bauernroman von Ludwig Thoma.

Einige Jurufe aus der Versammlung bewiesen, daß die Leute den Redner gerne sahen.

Und er begann.

„Hochgeehrte Versammlung! Nachdem ich kein geübter Redner bin, ich aber doch meine Gedanken zum Ausdruck bringen möchte, so wird man mir wohl gestatten, mich auf diese Weise verständlich zu machen.

Freudig muß es jedermann begrüßen, daß endlich auch in unserer Gegend der Gedanke mit Macht zum Ausbruch kommt, daß es nicht so weiter geht. Es ist jetzt die Aufgabe eines jeden, zu erwägen, auf welche Weise wir der daniederliegenden Landwirtschaft die so notwendige Hilfe leisten können.

Nachdem die maßgebenden Faktoren für die anerkannte Notlage des bayerischen Bauern kein Herz haben, müssen sich die Bauern und Bürger auf eigene Füße stellen, wenn sie nicht in den stets offenen Sack der bekannten norddeutschen Herren hineingeraten wollen.

Dem genauen Beobachter muß es wehe tun, wenn er sieht, wie das arme Volk genarrt wird von den obenstehenden, sogenannten besseren Herren.

Der ärgste Verräter am Volkswohle ist das Zentrum. (Bravo!)

Alle Geseze, welche gegen das bayerische Volk gemacht worden sind, hat man mit Hilfe des Zentrums in das Trockene gebracht. Jetzt erst wieder die Handelsverträge, wodurch viele Millionen in die Taschen der preußischen Herrlichkeit fließen, während man den Mittelstand untergräbt. Wer dies genau beobachtet, fragt unwillkürlich, ob vielleicht bezahlte Arbeit im Spiele ist.

„Unsinn! Blödsinn!“ schrie der Amtsrichter Kroiß.

„Man fragt unwillkürlich, ob vielleicht der preußische Taler eine verhängnisvolle Rolle spielt.“

„Sie wissen gar nicht, was Sie für einen Blödsinn reden!“ schrie Kroiß wieder.

Da wurde der alte Rädlmayer zornig. Er drohte dem Amtsrichter mit dem Finger und sagte:

„Manndei, jey is Zeit, daß d' amal staad bischt. Einsicht tean ma di aufi.“

„Das will ich sehen!“

„Ja, döz werd's schnell hamn. Ruhe! Mäu halten!“ schrien viele, und der Knecht, welcher auf der Galerie saß, steckte wieder seine Finger in den Mund und pfiff heftig.

„Ich bitte um Ruhe!“ sagte Prantl.

„Mir san ja ruhig,“ antwortete Rädlmayer, „was braucht denn der ander schimpfen?“

Wanninger war nach dem ersten Zwischenrufe nicht gefaßt genug, um zu antworten.

Jetzt hatte er Zeit zur Ueberlegung gefunden.

„Betreff die Aeußerung, daß ich einen Blödsinn rede, möchte ich nur bemerken, daß ich über diese Fragen vielleicht mehr studiert habe, als ein Beamter, daß ich aber nicht nach dem Gefallen rede, sondern frei von der Brust weg, wie es sich für einen Altbayer gehört.“ (Stürmischer Beifall. Bravo!)

„Die bayerischen Bauern sind immer treu zu ihrem Herrscherhause gestanden; das beweisen die Schlachtfelder bei Sendling und Aidenbach. Wenn Not am Mann ist, dann wissen die Herren schon, zu wem sie gehen müssen. Da heißt es dann: Bauer, Hilf! Ist aber die Gefahr vorbei und der Krieg zu Ende, so vergißt man sofort auf den Dank, und der Bauer wird unterdrückt, wie zuvor.

Da wird dann Weltmachtspolitik getrieben, welche das Blut des Volkes und ungezählte Millionen kostet.

Wenn man so fortfährt, mit Hilfe des Zentrums, durch fehlerhafte Geseze den Mittelstand zu untergraben, so wird baldigt aller Wohlstand entweichen.

Die Erfahrung hat gelehrt, wo in einem Lande gut bemittelte Bauern leben, da leben auch vermögliche Geschäftsleute und Professionisten. Dagegen, wo arme Bauern sind, da ist es ruhig und traurig, kein Geschäft, außerdem findet da der Gerichtsvollzieher reiche Ernte.

Dem müssen wir entgegenarbeiten, wenn wir nicht wollen, daß unsere Kinder uns den Fluch nachsenden, weil wir nicht für sie gesorgt haben. Es ist höchste Zeit, daß der Bauer nicht länger mehr das Lasttier ist, dem man alle Bürden auflegen kann von Seite der Bureaufkratie und des Klerus.“

„O Herr, verzeihe ihm! Er weiß nicht, was er tut,“ rief der Dekan Mey.

„Ich verbitte mir diese Zwischenrufe,“ sagte Wanninger.

„Wenn Sie glauben, daß Sie mich widerlegen können, so können sie das Wort verlangen und nach mir besorgen.“

„Sie reden ja wie Kraut und Rüben daher! Das kann sich kein vernünftiger Mensch merken,“ erwiderte Mey.

„Es ist lauter Blödsinn,“ schrie Kroiß.

(Mäu halt'n da vorn! Ruhe!)

„Betreff die Aeußerung, daß ich einen Blödsinn rede, habe ich schon erwidert,“ sagte Wanninger. „Die Herren, welche glauben, daß sie gar so geschickt sind, sollen es einmal versuchen, ein mit Schulden belastetes Anwesen zu übernehmen und dann rentabel wirtschaften. Da werden sie vielleicht sehen, daß dazu mehr Verstand gehört, als zur Bureaufkratie. Ueberhaupt verbitte ich mir jede Beleidigung, auch wenn es vielleicht ein Beamter ist.“

(Recht hoch! Wanninger! Bravo! Aufi schmeißen soll ma'n! Ruhe!)

Wanninger ergriff wieder das Wort.

„Nach meiner Ansicht ist der allzu enge Anschluß an Preußen die Schuld am Niedergange des süddeutschen Mittelstandes.“

Das Zentrum legt bereitwillig Millionen auf den Altar des preußischen Kriegsgottes. Es fehlt nur noch, daß Eisenbahn und Post eingesackt werden, dann sind wir vollkommen preußisch.

In den oberen Kreisen läßt man sich zu sehr von dem norddeutschen Leuchtturm blenden, da ist es also die Aufgabe des Bauernbundes, dafür zu sorgen, daß unsere weiß-blauen Pfähle keinen Farbenwechsel erleiden.

Einfachheit macht stark, heißt das Sprichwort, welches sich noch immer bewährt hat. Die Erfahrung lehrt uns mit nur zu beredter Sprache, daß Bauern und Gewerbetreibende innig zusammenhalten müssen, um dem drohenden Abgrundrande zu entgehen.

Wo sind heute noch die Bauern, welche den Lohn ihrer Arbeit genießen können? Sie sind nicht mehr da!

Dafür sieht man heute die Männer dieser Stände in Existenzkämpfen ihre Tage in dumpfer Resignation dahinleben. Leider haben die Bauern bis jetzt in blinder Vertrauensduselei die Vertretung ihrer Lebensinteressen anderen Ständen überlassen, welche nur für das Blühen und Gedeihen der Millionärzucht und ihr eigenes „Ich“ sorgten, für den Mittelstand, der alle Lasten zu tragen hat, aber nur leeres Stroh drochen.

Und doch haben wir, gelinde gesprochen, die gleichen Rechte.“

„Das ist nicht mehr zum Aushalten!“ schrie Kroiß.

„Na geht aufi!“

„Ruhe!“

„In Preußen hat man nur Sinn für Großmannsucht, daher auch Großgrundbesitz, Großindustrie und Großkapital das Ruder führen und ihren unheilvollen Einfluß auf die Gesamtreichsgesezgebung ausüben.“

Betrachten wir nun den Militarismus mit seinen Auswüchsen! Was muß Land und Volk leisten, um das Pensionswesen zu bestreiten!

Und was reicht man dem Nährstand für alle seine Opfer? Geseze nach dem Willen der oberen Zehntausend, Polizeistock, aber brav Hurra schreien, im übrigen 's Maul halten!

Dagegen hilft nur eines. Das feste Zusammenhalten des bayerischen Volkes; vom Zentrum aber müssen wir uns losreißen, weil es die Einsackung Bayerns nicht verhindern will.

In diesem Sinne müssen wir im Bezirke Nubach eine Markgenossenschaft des Bauernbundes gründen.“

Wanninger stieg von der Tribüne herunter und ging auf seinen Platz zurück.

Das Wochenblatt berichtete, daß der Beifall ein äußerst warmer gewesen sei, und daß man allen Anwesenden ange-

sehen habe, wie ihnen der Redner aus der Seele gesprochen hatte.

Auch Wanninger selbst war zufrieden mit dem Erfolge, und er sagte späterhin zu seinen Freunden, daß man den Bauern großes Unrecht tue, wenn man ihnen politisches Verständnis abspreche. Es komme alles darauf an, daß man in populärer Manier mit ihnen rede.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Kosaken.

Von Leo Tolstoi.

Bjelezki lächelte schlau, zwinkerte mit den Augen und wies mit dem Kopf auf die Stube hin, in der Mariana verschwunden war.

Olenin judte die Achseln und eröfnete.

Bei Gott, Sie sind ein sonderbarer Mensch, sagte er.

Nun, so erzählen Sie . . .!

Olenin machte ein finstres Gesicht. Bjelezki bemerkte das und lächelte gezwungen.

Aber, ich bitte Sie, sagte er, Sie leben unter einem Dache . . . so ein prächtiges Mädchen, ein reizendes Mädchen, eine vollendete Schönheit . . .!

Eine bewundernswerte Schönheit! Ich habe noch nie solche Frauen gesehen, sagte Olenin.

Nun also? fragte Bjelezki, der ihn durchaus nicht verstand.

Es mag seltsam sein, antwortete Olenin, aber warum soll ich nicht sagen, was die Wahrheit ist? Seitdem ich hier lebe, sind die Frauen für mich wie nicht vorhanden, und das ist gut. Denn was könnte es auch zwischen uns und diesen Frauen Gemeinsames geben? Jeroschka — mit dem ist es ein ander Ding, mit dem verbindet mich eine gemeinsame Leidenschaft — die Jagd.

Nun ja, Gemeinsames . . .! und welche Gemeinsamkeit besteht zwischen mir und Amalia Iwanowna? — Ganz dieselbe. Sie werden mir sagen, die hier sind ein bißchen unsauber — nun, das kann schon sein, à la guerre comme à la guerre! (Das ist nun mal im Kriege so.)

Ich habe auch die Amalia Iwanownas nicht gekannt und habe nie verstanden, mit ihnen zu verkehren, antwortete Olenin. Jene kann man nicht achten, diese hier achte ich.

Schön, achten Sie sie, wer hindert Sie daran?

Olenin antwortete nicht.

Er hatte offenbar den Wunsch, den Gedanken, den er begonnen hatte, fortzuführen, er lag ihm zu sehr am Herzen.

Ich weiß, daß ich eine Ausnahme bilde . . . er war offenbar verlegen. — Aber mein Leben hat sich so gestaltet, daß ich nicht nur ein Bedürfnis fühle, meine Grundsätze zu ändern, ich könnte gar nicht leben, wie ich eben lebe —, wenn ich, wie ihr, leben wollte. Und dann suche ich auch etwas anderes, sehe ich etwas ganz anderes in ihnen, als ihr.

Bjelezki zog ungläubig die Augenbrauen hoch.

Trotzdem, kommen Sie abends, Mariana wird auch da sein. Ich mache Sie miteinander bekannt, ich bitte, kommen Sie. Gefällt's Ihnen nicht, so können Sie ja gehen. Kommen Sie?

Ich würde kommen, aber ich will Ihnen die Wahrheit sagen, ich fürchte ernstlich, von meinem Gefühle hingerissen zu werden. O — o — o, rief Bjelezki. Kommen Sie nur, ich werde Sie schon beruhigen. Kommen Sie . . . Ihr Ehrenwort?

Ich würde schon kommen, aber ich begreife wahrhaftig nicht, was wir da machen sollen, welche Rolle wir spielen werden.

Ich bitte Sie, kommen Sie doch! Kommen Sie?

Gut, vielleicht komme ich, sagte Olenin.

Bedenken Sie doch, entzündende Mädchen, wie nirgends in der Welt, und Sie wollen ein Mönchsleben führen? Schönes Vergnügen! Warum sollten wir uns das Leben verbittern und nicht genießen, was sich bietet? Haben Sie gehört, unsere Kompagnie geht nach Wosdwißensk.

Ich glaube es kaum, ich habe gehört, die achte Kompagnie geht dorthin, sagte Olenin.

Nein, ich habe einen Brief vom Adjutanten. Er schreibt, der Fürst selbst werde den Feldzug mitmachen, und ich freue mich, mit ihm zusammentreffen. Mir wird es hier schon langweilig.

Es heißt, es werde bald einen Ueberfall geben.

Ich habe nichts gehört. Ich habe gehört, Krinowizyn habe für den Ueberfall einen Annenorden erhalten. Er hoffte, Leutnant zu werden, sagte Bjelezki lachend. — Das nenn' ich weingefallen. Er ist zum Stab abgereist.

Es begann zu dämmern, und Olenins Gedanken wandten sich dem Abendvergnügen zu, die Einladung quälte ihn. Er hatte Lust, hinzugehen, aber es war ihm unbehaglich und sogar ein wenig ängstlich, daran zu denken, wie es dort wohl werden würde. Dort wußte, daß dort weder Kosaken, noch Frauen, daß niemand dort sein würde, als Mädchen. Was wird's da geben, wie hat man sich zu benehmen, wovon soll man sprechen, wovon werden die Mädchen sprechen, welche Beziehungen können zwischen ihm und diesen ungezügeln Kosakenmädchen sein. Bjelezki hatte ihm von so sonderbaren, zynischen und zugleich so ernsten Beziehungen erzählt . . . Der Gedanke, daß er dort in einem Zimmer mit Mariana sein würde, daß er vielleicht mit ihr sprechen sollte, erschien ihm sonder-

bar. Es kam ihm unmöglich vor, wenn er an Marianas stolze Haltung dachte. Bjelezki aber hatte ihm erzählt, daß sich das alles von selbst mache. Sollte Bjelezki auch mit Mariana so umgehen? Ich bin doch neugierig, dachte er. — Nein, ich gehe lieber nicht, das ist alles so häßlich, so gemein und vor allem — ganz zwecklos. Aber wieder quälte ihn die Frage, wie sich das alles machen würde, und das gegebene Wort, glaubte er, müsse ihn binden. Er ging zuerst ganz unentschlossen, kam aber bis zu Bjelezkis Wohnung und ging hinein.

Das Häuschen, in dem Bjelezki wohnte, war Olenins Wohnung ganz ähnlich. Es stand auf Pfosten, zwei Arschin über der Erde, und bestand aus zwei Zimmern. In dem ersten, in welches Olenin über die steile Treppe eingetreten war, lagen Federbetten, Teppiche, Decken, Kissen nach dem Brauch der Kosaken schön und ordentlich an der Stirnwand übereinander geschichtet. An den Seitenwänden hingen Messinggeschirr und Waffen, unter der Bank lagen Wassermelonen und Kürbisse. In dem zweiten Zimmer befand sich ein großer Ofen, ein Tisch, Bänke und Heiligenbilder der Allgläubigen. Hier wohnte Bjelezki mit seinem Feldbett, seinen vollgepfropften Koffern, seinem Wandteppich, auf welchem die Waffen hingen, mit seinen Toilettegegenständen, die auf den Tisch ausgelegt waren, und seinen Bildern. Ein seidener Salsafrod war nachlässig über die Bank geworfen. Bjelezki selbst lag hübsch und reinlich in sauberer Wäsche auf dem Bette und las Les trois mousquetaires (die drei Musketiere, Roman von Dumas).

Bjelezki sprang auf.

Sehen Sie, wie ich mich eingerichtet habe. Jamos? Schön von Ihnen, daß Sie gekommen sind. Sie arbeiten schon tüchtig. Wissen Sie, wie der Bierog gemacht wird? Aus Teig, Schweinefleisch und Weintrauben; aber das ist nicht das Wichtigste. Sehen Sie nur, wie sie dort wirtschaften!

Sie sehen durchs Fenster und erblicken wirklich eine ungewöhnliche Geschäftigkeit in der Wirtsstube. Die Mädchen liefen hin und her, bald trugen sie dies, bald trugen sie das.

Ist's bald soweit? rief Bjelezki.

Gleich, verhängertes Großväterchen — und lautes Lachen klang aus der Stube herüber.

Istjenta, ein rundes, rotwangiges und hübsches Mädchen, kam in Bjelezkis Zimmer, um Teller zu holen; sie hatte die Aermel zurückgeschlagen.

Na, du! Ich zerschlage noch die Teller, sagte sie kreischend zu Bjelezki. — Du solltest lieber helfen kommen, rief sie lachend Olenin zu. Sorge dafür, daß die Mädchen Pfefferkuchen und Konfekt bekommen.

Ist Mariana da? fragte Bjelezki.

Gewiß, sie hat Teig mitgebracht.

Wissen Sie, sagte Bjelezki, wenn man Istjenta hübsch und sauber leiden und sie ein bißchen herausputzen wollte, sie wäre hübscher als alle unsere Schönheiten. Haben Sie die Kosakin Vorschickew einmal gesehen? Sie hat einen Obersten geheiratet. Zum Entzücken, welche dignité (französisch: Würde)! Woher sie das hat . . .

Ich habe die Vorschickewa nicht gesehen, aber nach meiner Meinung kann es eine hübschere Tracht, als die hiesige, nicht geben.

Ach, ich kann mich mit jeder Landessitte abfinden, sagte Bjelezki mit einem heiteren Seufzer. Ich will mal hinein und will sehen, was es dort gibt. Er warf den Hausrod über und lief hinaus. Sorgen Sie für den Kuchen, rief er.

Olenin schickte seinen Burschen nach Kuchen und Honig; daß er Geld gab, erschien ihm in diesem Augenblicke so häßlich, als versuchte er, jemanden zu bestechen, und er gab auf die Frage des Burschen, wieviel Pfeffermünz- und wieviel Honigtuchen er kaufen sollte, keine bestimmte Antwort.

Du weißt schon.

Für das Ganze? fragte der alte Soldat mit Nachdruck. — Die Pfeffermünzkuchen sind teurer. Sie kosten sechzehn.

Für das ganze, für das ganze Geld, sagte Olenin und setzte sich an das Fenster. Er war selbst erstaunt, daß sein Herz so pochte, als stünde er vor etwas Wichtigem und Unangenehmem.

Er hörte, wie in der Stube der Mädchen sich Lärmen und Kreischen erhob, als Bjelezki eingetreten war, und eine Weile später sah er, wie er mit Kreischen, Schreien und Lachen aus dem Zimmer herausstürzte und die Treppe hinabstief.

Sie haben mich herausgejagt, sagte er.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Kunstsalons.

Bei Cassirer ist der künstlerische Nachlaß des im Sommer verstorbenen Walter Leistikow ausgestellt. Es sind circa 60 Gemälde, deren Mehrzahl aus den letzten Jahren stammt. Manches ist schon von früheren Ausstellungen her bekannt, anderes verließ jetzt zum ersten Male das Atelier des Künstlers. Neues Material zum tieferen Verständnis und zur klareren Beurteilung der Persönlichkeit bietet dieser Nachlaß nicht. Bewundernswert aber ist die rastlose Arbeitsfreudigkeit und die eiserne Energie, mit der Leistikow, der den sicheren nahen Tod mit vollem Bewußt-

sein vor Augen hatte, bis zum letzten Moment wirkte und strebte. Und der Schaffenslust entsprach die Schaffenskraft, bei der, trotz aller körperlichen und seelischen Leiden, nicht die geringste Spur eines Verfalls bemerkbar wird. Die Persönlichkeit des Künstlers wuchs vielmehr bis zuletzt, sie wurde immer größer, feiner und tiefer. Leistikow hatte einst als Landschaftler konventioneller Richtung angefangen. Er malte Land und Wasser, den blauen Himmel und die grünen Bäume, Häuser und Menschen und Tiere. Er malte, wie man es ihn auf den Akademien gelehrt hatte, und dem Publikum gefielen seine Werke. Er war das, was man einen „beliebten Künstler“ nennt. Plötzlich muß in seinem Innern eine Wandlung vor sich gegangen sein. Mit kühnem Griff warf er alles über Bord, womit die akademische Ueberlieferung ihn belastet hatte, und wagte den freien Flug ins unbekannte Land. Und was er zurückbrachte, waren Schätze von hohem Wert und ungehörter Schönheit. Seit er die akademische Brille abgelegt, hatte er mit eigenen Augen sehen müssen, und er hat dabei vieles entdeckt, was vor ihm noch keinem zum Bewußtsein gekommen war. Neue Farbens Schönheiten und Harmonien, die einst ein stumpferes Gesähelecht in den Gebirgslandschaften der Alpen oder am Golf von Neapel vergebens gesucht hatte, enthüllte die Mißfähe eines Sprez-waldsdorfes dem sensibeln Auge dieses Modernen. Eine echte Künstlernatur, die jeden Stoff adelt, den sie berührt. Dem einst viel verspotteten Brunewald hat er seine eigenartige Poesie abgelauscht, und in unsterblichen Meisterwerken hat er die verborgenen Reize des märkischen Sandes verherrlicht. Der Berliner, der heute seinen Sonntagsausflug in die Umgegend macht, sieht — bewußt oder unbewußt — die Natur mit Leistikows Augen. Jeder empfindet jetzt plötzlich die charakteristische Schönheit dieser Landschaft, die ihn früher trift und nüchtern dünte: die feuchten, dunklen, kühlen Wiesen, die ein schlichter Kranz von Niesfern umgibt; das einfarbige, tiefgrüne Nadelholz, dessen Silhouette sich scharf vom Himmel abhebt; die stillen, blanken Wasserpiegel und die von der Abendsonne grellrot beleuchteten Föhrenstämme am moosbewachsenen Uferstrand. Einen solchen direkten Einfluß auf das Schönheitsempfinden ihrer Mitwelt haben zu allen Zeiten nur sehr wenige große Künstler ausgeübt. Aber nicht nur auf stofflichem Gebiet — das allein hätte noch nicht viel bedeutet — war Leistikow ein Meher seiner Kunst. Aus naturalistischen Anfängen entwickelte er sich zum Meister der stilisierenden Landschaftsmalerei. Ihm, der die Natur einst bis in die unscheinbarsten Details hinein studiert und kopiert hatte, erwuchs aus den realistischen Vorstudien allmählich ein eigener künstlerischer Stil. Er gewann immer mehr die Fähigkeit, die Physiognomie und die jeweilige Stimmung eines Landschaftsbildes in wenige charakteristische Konturen, in große und einheitliche Farbenflächen zu bannen. Von Jahr zu Jahr schritt er weiter fort auf dieser Bahn, die er seit seiner Ueberwindung des Naturalismus eingeschlagen hatte. Seine Stilisierungskunst, die selbst den hausbodensten Motiven einen Zug von festtägiger Schönheit und erhabener Feierlichkeit gab, wurde immer größer und immer einfacher. Die ganze Entwicklung der modernen Kunst von intimer realistischer Nachbildung der Wirklichkeit zu dekorativer Monumentalität spiegelt sich im Werdegang Leistikows wider.

Auf der höchsten Stufe dieser Entwicklungsreihe steht heute die Kunst Ludwigs v. Hofmann, von dem gegenwärtig bei Gurlitt eine schöne und reichhaltige Kollektion zu sehen ist. Hier erscheint der letzte Rest von Erdschwere abgestreift. Das Auge des Künstlers weilt nicht mehr in dem irdischen Jammertal, sondern irrt träumend in ein Märchenland, in ein seliges Arabien. Unter schattigen Bäumen mit schneeweißen Stämmen und rosa Laub wandeln stille, glückliche Menschen, sie erfreuen sich an dem Duft der Wunderblumen, deren leuchtende Sölden auf blauen Stengeln schwanken, sie horchen auf den Gesang phantastischer Vögel und auf das Rauschen der Kastaden, die von violetten Felsen niederschäumen. Sie ruhen oder tanzen, sie winden Blumen oder tauchen in die schimmernde Flut. Fröhliche Scharen von Mädchen und Jünglingen ziehen in flatternden Gewändern dem Meereswinde entgegen, Kinder spielen auf grünem Rasen. Die Welt ist von einer ewigen Matenjonne durchleuchtet. Das alles ist nicht eine schönfärberische Verfälschung der Wirklichkeit, sondern ein Zyklus von farbigen Gedichten, von reinen Phantasiegebilden, die eine starke und reiche Künstlerseele vor ihrem inneren Auge klar gesehen, ehrlich und tief empfunden und mit vollendeter Meisterhaft ausgestaltet hat. Die großen dekorativen Gemälde und Entwürfe sollen als Wandschmuck für das Weimarer Hoftheater und den Musiksaal einer Villa dienen. Daneben hängen szenische Skizzen zu Maeterlinds „Aplavaine und Selsfette“ und Pastellstudien von einer Reise durch Griechenland. Gewiß sind die Schöpfungen dieses großen Koloristen und Linienkünstlers heute noch nicht nach jedermanns Geschmack, und es bedarf für den, der zum ersten Male vor sie hintritt, eines eingehenden und liebevollen Studiums, um zum genussfähigen Verständnis zu gelangen. Wer sich aber die Mühe nicht verdrießen läßt, dem Meister in seine Welt zu folgen, dem enthüllt sich der Zauber einer ganz eigenartigen Künstlerpersönlichkeit, der, fernab von aller Konvention, jenseits von allen ästhetischen Schulbegriffen, im Herzen ein eigenes Schönheitsideal erblüht ist. Zahlreiche Einzelheiten und namentlich die meisterhaft gezeichneten Akte beweisen, daß auch Hofmann, ebenso wie Leistikow, eine ernste Schule in seinem Handwerk durchgemacht hat, ehe er den kühnen Flug ins Reich des Ueberirdischen wagte. Das vornehmste Kennzeichen, das die

modernen Farben- und Linienkünstler von den „Idealisten“ der alten Richtung unterscheidet, besteht eben darin, daß sie sich erst die reale Welt künstlerisch zu eigen machen und dann, im sicheren, souveränen Besitz aller technischen Hilfsmittel, an die Ausgestaltung ihrer Phantasiegebilde gehen.

Eine seltsame und in ihrer Art neue Veranstaltung hat das Hohenzollern-Kunstgewerbehaus (Leipziger Str. 13) unternommen: es stellt eine Sammlung von Trachtenpuppen und plastischen Karikaturen aus. Die erste, gegen 300 Nummern umfassende Abteilung enthält alte und moderne Puppen in allerhand nationalen und historischen Kostümen, außerdem alte Krippenfiguren, Kopien alitalienischer Marionetten und japanische Stofffiguren. Inwieweit der Teil dieser Erzeugnisse, der als Kinderpielzeug gedient hat oder dienen soll, seinem Zweck entspricht, mögen die Pädagogen entscheiden. Der künstlerische Wert ist — abgesehen von sehr wenigen Ausnahmen, wie den japanischen Puppen, die wirklichen Stil haben — durchweg gleich Null. Der Kunstgewerber verfügt heute über bessere Quellen zum Studium der ästhetischen Wirkung von alten und neuen Modetrachten. Es bleibt also nur ein gewisser Kuriositätswert übrig, der einzelne Stücke sogar mit einer Art von Reliquienimbus umgibt. So z. B. die hundertjährige Puppe „Frieda“, die, wie es ihr vom Oberbürgermeister der Stadt Weimar amtlich bescheinigt ist, aus dem Besitz einer altweimarschen Bürgerfamilie stammt und zu Goethes Zeiten wegen ihrer Größe stadtbekannt war. Als Weimarer Theaterintendant stand Goethe mit „Frieda“ in Verbindung. Wenn nämlich in einem Stück ein Säugling zu erscheinen hatte, so war es Tradition, daß der berühmten Puppe diese Rolle übertragen wurde. Bis vor 30 Jahren wirkte die Puppe bei den Aufführungen des Weimarer Hoftheaters mit. Alles im allem bin ich der unmaßgeblichen Meinung, daß auf dem Gebiet des Puppenpielzeugs Kunst und Kunstgewerbe sehr wenig zu schaffen haben. Hier ist das Objekt nichts und die kindliche Phantasie alles. Ueberdies steht sämtliches, was bisher in alter und neuer Zeit auf diesem Gebiete geleistet ist, so weit hinter den bescheidensten künstlerischen Ansprüchen zurück, daß jeder kritische Maßstab verjagt. Das höchste, was man erreicht hat, sind naturalistische Panoptikmeffekte, die bei jedem halbwegs geschmackvollen Menschen eine Gänsehaut hervorrufen. Vom ästhetischen Standpunkt aus ziehe ich die selbstgefertigten, primitiv stilvollen Figuren der altmodischen Kartoffellomödie den kunstreichsten Erzeugnissen der Puppenindustrie bei weitem vor. Es ist möglich, daß die moderne kunstgewerbliche Bewegung auch auf diesem Gebiete irgendeine Reform zustande bringt — heute liegt hier noch alles sehr im argen und das Hohenzollern-Kunstgewerbehaus konnte nichts anderes und nichts Besseres zeigen, als eben vorhanden war. Dagegen hätte der zweite Teil der Ausstellung, der die plastischen Karikaturen enthält, bei größerer Sorgfalt und Sachkunde der Arrangeure wohl ein erfreulicheres Bild bieten können. Was wir hier sehen, sind alberne, teils talentlose, teils düstige dilettantische Pflückerarbeiten und nur sehr wenig — z. B. die gemalten und plastischen Menuarten von Ludwig Stuß und das „Dresdener Spielzeug“ der Deutschen Werkstätten für Handwerkskunst — erhebt sich über dieses jämmerliche Niveau. Wenn in Deutschland auf diesem Gebiet wirklich nichts Bedeutenderes geleistet wird, so hätte man das Ausland, z. B. Frankreich, heranziehen sollen, das in Dehelle, René Bertrand, Riquemal und anderen humoristische Plastiker ersten Ranges besitzt. Imposant sind in der Ausstellung des Hohenzollern-Kunstgewerbehauses nur die ungeheuerlichen Preise, die man für den wertlosen Plunder verlangt. —

J. Sch.

(Nachdruck verboten.)

Kieselguhr.

Die lebendige und tote, d. h. die organische und unorganische Natur stehen in fortgesetzten Wechselbeziehungen zueinander. So gibt es zahlreiche Gesteine, deren Ursprung auf tierisches und pflanzliches Leben zurückzuführen ist und die sich noch fortgesetzt aus lebenden Individuen bilden. Wir erinnern an die jüngsten Kohlenformationen, an Bernstein, der nichts weiter als das versteinerte Harz eines Nadelbaums darstellt, an die mannigfachen von Tieren herrührenden Kalk- und Kieselsäure-Niederschläge, die im Laufe der Jahrtausende zu gewaltigen Gebirgszügen heranwachsen und noch fortgesetzt im Wachsen begriffen sind. Bei der Bildung der organogenen, das ist der von Lebewesen erzeugten Steine spielt die Kieselsäure eine hervorragende Rolle; ihr Element, das Silicium ist, abgesehen vom Sauerstoff, wie kein zweites über die Erde verbreitet, ja, es baut zu mehr als einem Viertel die gesamte Erdkruste auf. Allerdings immer nur in Verbindungen, im freien Zustande hat man das Silicium, den Kieselstoff, wunderbarer Weise in der Natur noch nicht gefunden. Binzige, mit bloßem Auge nicht wahrnehmbare Pflänzchen, die im Süßwasser und Meere leben, lagern in ihrer Zelle ein noch winzigeres Kieselstäbchen von oft weniger als ein Hundertstel Millimeter ab. Ist die Pflanze verwest, so bleibt der feste Kieselpanzer, der bei der starken Vermehrung jener Pflänzchen bald umfangreiche Ablagerungen bildet. Aus längst vergangenen Erdperioden sind solche Niederschläge von Gewässern als Zeugen für die einstige Tätigkeit der Kieselalgen übrig geblieben und wie unsere vielgestaltige Tsch-

mit alles von der Natur gebotene Material in ihren Dienst zu ziehen sucht, so hat sie auch die Eigenschaften jener Algenüberreste recht brauchbar gefunden.

Diese Kieselguhr, auch Bergmehl und Infusorienerde genannt — man hielt sie früher wegen ihrer Fähigkeit, sich vom Ort zu bewegen, für Aufgusstierchen oder Infusorien — erfreut sich heute einer sehr ausgedehnten Verwendung, und zwar befinden sich die für technische Zwecke geeigneten Ablagerungen vorwiegend in Deutschland. Die Vireburger Seibe und das Vogelsgebirge in Hesse besitzen die ergiebigsten Gruben, während der Untergrund von Berlin, Franzensbad in Böhmen, der Habichtswald in Hesse gleichfalls zum Teil aus Infusorienerde, wenn auch nicht technisch verwertbarer, bestehen. Unter ein gutes Mikroskop gelegt, löst sich die weiße bis gelbe Infusorienerde in eine vielgestaltige Formensfülle auf, wir sehen Kapseln, Räder, Röhren, Gloden, Trompeten u. a. m., für technische Zwecke kommen vor allem die winzigen Nadelchen in Betracht, deren Breite selten über ein Tausendstel Millimeter hinausgeht.

Aus den Eigenschaften jener Panzerchen erklärt sich ihre Bedeutung; sie besitzen in hohem Grade die Fähigkeit, Flüssigkeiten aufzusaugen, ohne selbst zu zerfließen, ferner sind sie sehr schlechte Wärmeleiter und haben geringes Gewicht, gegen chemische Einflüsse fast unempfindlich, sind sie schwer oder überhaupt nicht verbrennlich. Die ins Auge fallenden Vorzüge, vor allem aber das geringe Gewicht und die außerordentliche Widerstandsfähigkeit gegen Feuer, waren schon den alten Griechen und Römern bekannt, die ihre Bausteine zu bestimmten Zwecken mit Infusorienerde füllten. Auch heute dient das gleiche Material noch bei der Herstellung leichter, zu Isolierzwecken bestimmter Konkrete, ferner wird es mit Zement angerührt und der daraus herborgehende Diatomeenzement wird verschiedenartig (gegen Hausschwamm, zum Schließen von Mauerrissen u. a. m.) verwendet. Als Füllmaterial für Zwischendecken, Hohlräume und Fußböden eignet sich Infusorienerde ganz besonders und ist der Asche, dem Bauschutt usw. schon aus Reinlichkeitsgründen vorzuziehen. Überall dort, wo man beim Bauen das Weitertragen von Geräuschen vermeiden will, findet sie wegen ihrer schlechten Schalleitung Verwendung.

Das schon erwähnte Absorptionsvermögen der Kieselguhr, also ihre Fähigkeit, große Flüssigkeitsmengen aufzusaugen, nützte Alfred Nobel, der Erfinder des Dynamits, zuerst aus und zwar bot ihm ein Zufall, der Vater so vieler großer Erfindungen, die erste Handhabe. Das in hohem Grade explosive Nitroglycerin konnte nur unter strengster Beachtung zahlreicher Vorsichtsmaßregeln zum Versand kommen und seine Verwendung, die sich für Grubenbetriebe so unentbehrlich erwies, mußte eben wegen der damit verbundenen Explosionsgefahren fortgesetzt eingeschränkt werden. Alfred Nobel, dessen Name durch die Stiftung eines Vermögens von 44 Millionen Franks für wissenschaftliche und humanitäre Zwecke bekannt wurde, beschäftigte sich schon seit 1863 eifrig mit dem Studium des Nitroglycerins und erhielt eines Tages wieder eine Sendung jenes gefährlichen Oels. Beim Auspacken sah er, daß eine Flasche zerbrochen und die Flüssigkeit von der Infusorienerde, die man vorsichtiger Weise zum Einpacken benutzt hatte, vollständig aufgesogen war. Nobel ging dem Fingerzeig nach, stellte mit der durchtränkten Infusorienerde sofort Versuche an und brachte 1867 das Dynamit, das ist mit Nitroglycerin durchtränkte Guhr, in den Handel. Auch zum Transport von Petroleum und dem so leicht entzündlichen Schwefelkohlenstoff, zum Verteilen von Brom- und Karbolsäure (für Desinfektionszwecke) diente Kieselguhr lange Zeit und findet wohl auch heute noch dafür Verwendung. Salpetersäure, Schwefel- und Salzsäure nimmt die Infusorienerde gleichfalls in großen Mengen auf, man kann die Säuren also gewissermaßen in feste Form bringen und, da sie durch diese Aufsaugung in chemischer Beziehung keine Aenderung erfahren, hat man eine bequeme Versandmethode an der Hand.

Ihrer schlechten Wärmeleitung wegen wendet man Infusorienerde zum Bekleiden von Dampfzöden, Zylindern, Kesseln an und erzielt damit wesentliche Ersparnisse an Heizmaterialien. Entweder man bringt die dünne Schicht eines Gemisches von Guhr, Stärke, Kuhhaaren usw. auf die warmen Maschinenteile oder man füllt aus Zeugstoff oder Papier hergestellte Schläuche mit Kieselguhr und wickelt sie um die Röhren. Wie man die Wärme am Entweichen hindert, so sucht man in anderen Fällen ihr Einzutreten abzuhalten; die von Eis gebundene Kälte hält man fest, solange der Zutritt wärmerer Luft unmöglich gemacht wird, wozu sich bei Eischränken die Ausfüllung der Doppeltüren mit Kieselguhr gut eignet. Auch für weite Transporte verpackt man kühl zu haltende Waren, besonders leicht verderbliche Genussmittel, gern mit dem Mehl.

Ihre große Porosität macht die Kieselguhr zu einem wichtigen Füllmaterial, also Reinigungsmittel für Flüssigkeiten und Gase. Füllt man die Doppelwände von Gaschränken mit jener Erde, so erhöht man deren Feuerfestigkeit, ohne das Gewicht wie bei anderen Füllmaterialien wesentlich zu vermehren.

Damit sind die Verwendungsarten jener Kieselpanzer noch lange nicht erschöpft, man braucht sie als Füllmaterial in der Seifen-, Papier- und Hautschuffabrikation, zum Putzen von Glas und Metallen; zur Herstellung von Ritten und Feueranzündern usw.; ja, ihre Ausnutzungsmöglichkeiten mehren sich von Jahr zu Jahr.

Dr. G. W.

Kleines feuilleton.

Völkertunde.

Haarschur als Totentrauer. Das Haar ist bei allen Menschen eine Zierde, ein Hauptschmuck, dessen freiwillige Entfernung in den Bräuchen der Völker eine Buß- oder Opferhandlung darstellt. Als Opferhandlung erscheint der Brauch, sich bei der Trauer um einen nahen Anverwandten das Haar abscheren zu lassen. Dieser tief in das Leben der Trauernden, besonders der Frauen, einschneidende Sitte wird häufig Erwähnung getan. So lesen wir im alten Testament Jer. 16, 6: „Und in diesem Lande werden Große und Kleine sterben und werden nicht begraben werden, und Niemand wird um ihre willen Einschnitte machen noch sich beschneiden.“

Das unmenschlich grausame Gesetz der Witwenverbrennung, das in vielen Teilen Indiens noch bis zum heutigen Tage herrscht, wird in Südbhuden dahin gemildert, daß man der hinterbliebenen Gattin einige Tage nach dem Tode des Gatten das Haar abschert. In Gegenwart aller ihrer weiblichen Verwandten wird die Frau ihres Haarschmucks beraubt und gleichzeitig auch eines goldenen Schmuckstückes, Thali genannt, das sie als Zeichen ihrer Würde als verheiratete Frau bisher tragen durfte. Die nächste Verwandte der Witwe schneidet ihr dies Kleinod vom Halsband los, wodurch symbolisch die Herabsetzung der Frau in den verachteten Stand der Wittven vollzogen wird. Von da an wird sie „Runda“, d. h. „geschorener Kopf“ genannt.

Von den südamerikanischen Indianern, den Abiponern in Paraguar, berichtet eine alte Quelle: „Auch das ist bei den Abiponern eingeführt, daß man der Witwe unter vielem Beschlagen der Weiber und Schwelgen der Männer die Haare abschert, und mit einer schwarzen oder aschgrauen von Caraquatafäden gewebten Kapuze bedeckt, welche sie durchaus nicht eher ablegen darf, als bis sie eine neue Heurath geschlossen hat. Auch den Wittvern wird unter vielem Gepränge der Kopf geschoren, und ein nehförmiges Häubchen aufgesetzt, welches er erst dazumal weglagt, wenn die Haare wieder nachgewachsen sind.“ Hier galt also für Mann und Frau dieselbe Vorschrift, für den Mann allerdings dahin gemildert, daß er das Trauerhäubchen nur solange tragen braucht, bis sein Haar wiedergewachsen ist.

Auch im alten Peru herrschte die unbarmherzige Sitte der Witwenverbrennung. Jedoch pflegten einige Frauen des Verstorbenen von diesem Todesurteil befreit zu werden. Diesen wurden bei der mehrtägigen Totenklage, die der Bestattung eines Häuptlings vorausging, das Haar abgeschnitten. Von den alten Einwohnern der Cariben berichtet Pere Breton: „Die Frauen beim Tode ihrer Männer, die Männer wiederum beim Tode ihrer Frauen, die Kinder beim Tode ihrer Eltern schneiden sich ein Jahr lang die Haare ab.“ Hier erstreckt sich der Brauch sogar auf die Kinder der Verstorbenen. Dasselbe erzählt uns Peter Kolb von den Kaphottentotten: „Wenn Jemand seinen Vater oder Mutter, irgendein auch einen andern Freund oder Anverwandten verloren und durch den Tod eingebühet hat, dabei aber Armutswegen nicht imstande ist, ein Schaf oder etwas dergleichen zu schlachten oder zu opfern, so lässet er sich zum Zeichen, daß er leidet, und über diesen oder jenen Tod betriebeht sich, die Haare striemenweiß vom Kopfe abscheren, wovon jeder Strieme ungefähr eines Follis breit ist. Dieses geht um den ganzen Kopf herum, bleibet auch zwischen den abgeschnittenen Theilen allezeit ein gleich dicker und mit Haaren besetzter Fleck.“ Hier ist die Sitte deutlich als ein Opfer gekennzeichnet, daß die Allerärmsten in Ermanglung eines Tieropfers bringen. Die Sitte geht schon über die Familie hinaus und erstreckt sich auf die Trauer um einen Freund.

Von den ostafrikanischen Ja-luo heißt es bei Johnston: „Verwandte eines Verstorbenen tragen den Kopf für drei Tage nach dem Tode rasirt. Der älteste Sohn des Verstorbenen sitzt auf einem Stuhl außerhalb des Dorfes und läßt sich den Kopf rasieren.“

In der Wittventrauer der Grönländer ist nur die Vernachlässigung des Haarschmucks Vorschrift.

Im Gegensatz zum Abscheren der Haare lassen Stämme, bei denen das Haar für gewöhnlich ganz kurz geschoren getragen wird, es in Zeiten der Trauer lang wachsen. So z. B. bei den Baganda, bei denen die Wittven zum Zeichen besonders lebhafter Trauer das Haar sechs bis sieben Monate wachsen lassen.

Zum Schluß sei ein Totenbrauch der Kaitiishämme im nördlichen Zentral-Australien mitgeteilt, wie er von den englischen Schriftstellern Spencer und Gillen erzählt wird. Sie sagen davon: „Der im Lager zurückgebliebene leibliche Vater des verstorbenen Mannes schneidet sich Schnurr- und Badenbart ab und verbrennt sie, während der „itia“ (jüngere Bruder des Toten) das Haar vom Kopfe der Witwe wegschneidet und den Kopf nachher mit einem Feuerstoß glattgefengt. Dies geschehe, sagen sie, weil der itia wahrscheinlich zu traurig beim Anblick des Haars werden würde, das der Verstorbene immer vor Augen gehabt hat. Hierbei muß erwähnt werden, daß die Witwe früher oder später in den Besitz des Bruders übergehen wird. Das Haar der Witwe wird verbrannt, und sie selbst bedeckt ihren Leib mit Asche vom Lagerfeuer und erneuert diese während der ganzen Trauerzeit.“